

Augsburger Sonntagsblatt.

Nr. 1.

1. Januar 1860.

Das Augsburger Sonntagsblatt (Sonntags-Beiblatt zur Augsburger Postzeitung XX. Jahrgang) erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der vierteljährliche Abonnementspreis ist 20 Fr., wofür es durch alle k. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Katholische Mission auf den Geschellen Inseln.

—yb— Die Geschellen-Inseln, auf der Ostseite Afrikas, 4 Grade südlich vom Aequator gelegen, haben der katholischen Missions-Thätigkeit zwar nur einen kleinen Wirkungskreis geboten; aber das Wirken eines armen Capuziners daselbst bietet um so mehr Interesse, da in einer so kurzen Zeit erst neulich die katholische Religion auf diesen fast vergessenen Eilanden wieder hergestellt und fest gegründet wurde, und da dieser Posten auch für die Missionen in dem östlichen Afrika von Bedeutung ist.

Diese Inseln, dreißig an der Zahl, jedoch noch nicht alle bewohnt, waren zu jener Zeit, als sie von den Portugiesen entdeckt wurden, nur von Schildkröten, Krokodilen, Affen und Vögeln der verschiedensten Art belebt. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aber erhielt die größte dieser Inseln, Mahon, eine französische Niederlassung, wodurch sie für die Krone Frankreichs in Besitz genommen wurde. Die große Fruchtbarkeit des Bodens zog bald mehrere Ansiedler nach, aus den gegenüberliegenden Küsten Afrikas wurden Neger als Sklaven eingeführt, und so wuchs die Bevölkerung rasch heran. Ein französischer Priester besorgte die geistlichen Angelegenheiten seiner Landsleute, für welche auf Kosten der Regierung 1787 eine katholische Kirche erbaut wurde. Die bald nachher ausgebrochene Revolution Frankreichs sendete ihren zerstörenden Einfluß bis auf diese entfernte heranblühende Kolonie; es kamen rabiate Republikaner aus dem Mutterlande hieher und brachten alles in Verwirrung; sie selbst aber wurden theils Seeräuber, theils Sklavenhändler. Erst als diese Inseln 1814 an die Engländer abgetreten wurden, ward wieder einige Ordnung hergestellt; aber die meisten Katholiken verließen jetzt diese ihre Heimath, alle wenigstens, denen es ihre Vermögens-Verhältnisse möglich machten; die Ursache davon war die Aufhebung der Sklaverei, weil jetzt die Schwarzen nach erlangter Freiheit nichts mehr arbeiten wollten, und deshalb die besten Ländereien unbenutzt liegen blieben und verwilderten; dann aber auch, weil kein Priester mehr auf den Inseln war, und die Katholiken ihre religiösen Bedürfnisse nicht mehr befriedigen konnten.

In Folge dieser Vorgänge gerieth die katholische Religion gänzlich in Verfall. Die alten Christen verloren sich nach und nach, die Kinder wuchsen ohne Unterricht heran, und hatten zuletzt als Gottesverehrung ein Gemisch von Christenthum und Heidenthum. Weitans der größte Theil der Einwohner, die Schwarzen, waren Heiden. Alle heidnischen Gräuel waren in Uebung; Zauberer, Wahrsager, Todten- und Teufels-Beschwörer standen bei Christen und Heiden im größten Ansehen. Aber eine eigene Erscheinung, gewiß eine besondere Gnade der göttlichen Vorsehung war es, daß diese halbverwilderten Katholiken eine hohe Verehrung zur allerseiligsten Jungfrau Maria nie aus ihrem Herzen verloren, und daß sie die Bildnisse der Mutter Gottes, die sie von ihren Eltern ererbt hatten, als Heiligthümer in ihren Wohnungen bewahrten, und denselben sehr hohe, meist auch abergläubische Verehrung erwiesen. Auch sehnten sie sich nach der hl. Messe, von deren Heiligkeit und hohem Werthe sie gar oft hatten reden hören. Diese beiden Umstände legten später

dem Eindringen des Irrglaubens in ihre Herzen die größten Hindernisse in den Weg. Ihre Sehnsucht nach der hl. Messe veranlaßte sie endlich, sich an die englische Regierung mit der Bitte um einen Priester zu wenden. Man säumte nicht, ihre Bitte zu gewähren; man sendete ihnen — einen Methodisten-Prediger, der der französischen Sprache kundig war; denn diese ist noch immer die Sprache des Volkes. Mit Freude wurde er aufgenommen. Er nannte sich ihnen zu Gefallen Priester; hielt ihnen sogar Messe; diesen Namen gab er nämlich seiner calvinischen Predigt; aber das betrogene Völklein ging ganz und gar unbefriedigt aus dieser sogenannten Messe, diese gefiel ihnen keineswegs, und daß er mit solcher Gleichgiltigkeit von „der Maria“ sprach, das rief sie gänzlich von ihm ab. Sie erkannten bald, daß dieser „Priester“ nicht die Religion ihrer Vorfahren lehre, und blieben allmählig größtentheils von seinen gottesdienstlichen Handlungen weg. Weil aber solches die Weißen thaten, so verachteten die Schwarzen nur um so mehr eine solche Gottesverehrung. Nach einem zehnjährigen Wirken hatte der Prediger, obgleich er sich mitunter auch der polizeilichen Gewalt bediente, nicht mehr als ungefähr 300 Neubekehrte gewonnen, der übrige und viel größere Theil seiner Anhänger waren die eingewanderten Engländer und die Familien der Beamten.

Endlich schlug für diese Inseln die Stunde des Heils; und dieses Heil sollte ihnen erwachsen aus den Leiden der heil. Kirche, aus der Verfolgung der Missionäre. In Abyssinien nämlich veranlaßte der dortige häretische Bischof eine Verfolgung gegen die Katholiken, und ihre Missionäre mußten 1850 aus dem Lande flüchten. Einer derselben, Pater Leon des Avanchers, ein französischer Kapuziner, kam nach Aden, Stadt an der südwestlichen Spitze Arabiens, und hörte vom Missionär dortselbst von der Verlassenheit der kleinen Heerde auf den Seschellen. Pater Leon entschloß sich sogleich dahin zu reisen, und es bot sich ihm auch bald die Gelegenheit hiezu dar. Der 1. März 1851 war der glückliche Tag, an dem nach beinahe 70-jähriger Unterbrechung der erste katholische Priester wieder ans Land stieg. Nach wenigen Tagen schon war die Ankunft des Priesters auf allen bewohnten Inseln bekannt; voll Neugierde strömte das Volk von allen Seiten herbei, den Missionär zu sehen. Sein langes Ordensgewand, sein Missionärkreuz auf der Brust, sein Rosenkranz im Gürtel, alles war für sie eine wundervolle Erscheinung. Besonders die Schwarzen betrachteten den Priester oft lange mit scheuer Ehrfurcht, und wenn sie ihn vom Fuß bis zum Scheitel genau besichtigt hatten, dann riefen sie tiefathmend aus: „Das ist nun einmal ein Priester! so ist also Gott endlich gekommen!“ Sie fühlten es, daß dieser Priester ein Abgesandter Gottes sei; schon sein Anblick hatte ihre Herzen gewonnen.

Nun ging es aber auch sogleich an die Arbeit. Ein weiter Saal wurde in eine Kirche umgestaltet und das Erste, was das Volk vom Priester verlangte, war, daß er ihnen die heil. Messe lese. Es geschah am folgenden Tage; das kleine Häuflein der Katholiken kniete voll heiliger Freude und Andacht um den Altar, während die schwarzen Heiden in lautloser Stille und heiliger Ehrfurcht die niegesehene heil. Handlung umstanden. Am Schlusse derselben hielt der Pater eine Anrede an das Volk, worin er den Christen Glück wünschte zu ihrer Ausdauer im Glauben ihrer Eltern und sie aufforderte, diese Zeit des Heils jezt eifrig zu benützen. Die Rührung des Volkes war außerordentlich; das Weinen desselben übertönte zuletzt die Stimme des Priesters, so daß er seinen Vortrag nicht mehr fortsetzen konnte. Nun wurden die Kinder getauft, Ehen eingesegnet; jeden Morgen und Abend wurden allgemeine Unterweisungen in der christlichen Lehre gehalten, die aufs eifrigste besucht wurden; und fast keine Stunde des Tages verging, wo nicht auch noch besonderer Unterricht erteilt wurde. Der Zubrang, als Kinder Gottes durch die heil. Taufe in den Christenbund einverleibt zu werden, war außerordentlich; diese Gnade konnte aber natürlich nur Jenen zu Theil werden, die in der Heilslehre hinlängliche Kenntnisse sich erworben und durch Aufgeben ihrer heidnischen Unsitten Proben ihres Christ-

lichen Eifers an den Tag gelegt hatten; diese wurden oft in Abtheilungen von 200 bis 300 Personen getauft.

Nicht bloß das Heidenthum verminderte sich täglich mehr, auch in die Reihen des Protestantismus begann der Abfall einzureißen, von denen nicht wenige sich in die katholische Kirche aufnehmen ließen. Jetzt erwachte aber auch der Neid des protestantischen Predigers; der Tempel des heiligen Geistes soll nie und nirgends ohne Mühe, ohne Kampf, ohne Anfeindung aufgebaut werden. Um den Eroberungen der Gnade ein schnelles Ende zu machen, wußte der Prediger die Ortsbehörde gegen den Missionär aufzuheben. Die Folge davon war, daß diesem zuerst alle geistlichen Amtsverrichtungen auf's strengste untersagt, dann aber sogar er selbst aus der Insel verbannt wurde. Wie schwer es ihm fiel, seine treue Heerde zu verlassen, sehen wir aus den eigenen Worten des Missionärs; er schrieb nämlich: „Wie schmerzlich fiel mir diese Trennung, da ich mit Gewalt mich der Liebe meiner Kinder im Herrn entrisen sah! Die ganze Bevölkerung war herbeigeströmt, um meiner Abreise beizuwohnen. Ich hörte um mich her nichts als Weinen und Schluchzen. In dem Augenblicke, wo ich das Fahrzeug bestieg, das mich wegführen sollte, stürzten meine Neubekehrten, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Weiße und Schwarze, am Ufer auf die Kniee, streckten mir die Arme entgegen und beschworen mich, sie nicht auf immer zu verlassen. . . . Ich hatte gemeint, ich opfere mich für die Ruhe dieser guten Insulaner, wenn ich den Verfolgern nachgab und statt dessen habe ich sie in ein Leidwesen gebracht, das mir das Herz zerriß. . . .“ So ward also die katholische Anbetung des wahren Gottes verhindert, verpönt und auf's strengste untersagt, während der Heide aus jedem Lande nach seiner Art dem Teufel opfern und seine Götzen anbeten durfte, wie es ihm beliebte.

Der Missionär und die Seschellaner hatten einen schriftlichen Protest gegen dieses intolerante, durch nichts gerechtfertigte Verfahren vorbereitet, welchen der Vater dem Generalstatthalter auf Ile de France übergab, von dem sodann die Schrift an die Königin von England befördert wurde. In Folge dessen wurde nun nicht nur die ungehinderte Ausübung der kathol. Religion auf diesen Inseln gestattet, sondern die englische Behörde dortselbst erhielt auch einen strengen Verweis für ihre bewiesene Unduldsamkeit, die sie überdies auch noch dadurch an den Tag gelegt hatte, daß sie die kathol. Kinder mit Gewalt in die protestantischen Schulen, und die Schwarzen durch Gerichtsdiener in das protestantische Bethaus treiben ließ.

Während der Abwesenheit des Missionärs versammelten sich die Gläubigen alle Sonntage zum Gebete in der kathol. Kirche; die Anordnungen, die der Priester schriftlich für sie hinterlassen hatte, wurden auf's pünktlichste befolgt, und so verharrte die kathol. Gemeinde im Glauben und in der Gemeinschaft des Gebetes, bis nach ein paar Jahren wieder neue Hirten mit Vollmacht des obersten Hirten, des Papstes, und mit Zustimmung der Königin von England auf den Inseln einzogen.

Statt des vertriebenen Missionärs kamen nun 1854 drei andere Capuciner-Väter als Missionäre an, und wurden vom Volke mit größtem Jubel empfangen. Neues Leben erwachte auf den Inseln, Kirchen und Bethäuser entstanden an mehreren Orten, die heiligen Sacramente wurden auf's eifrigste empfangen, das Heidenthum schwand immer mehr zusammen, viele Protestanten kehrten zur kathol. Kirche zurück, so daß sich der protestantische Prediger einer dieser Inseln selbst für unnütz auf diesem Posten hielt und freiwillig abzog. Dieser beschönigte nachher diesen Schritt mit den Worten: „mit den Seschellanern ist einmal nichts zu machen.“ Altherkömmliche Laster und eingewurzelte böse Gewohnheiten verlieren sich immer mehr, während Zucht, Ordnung, Kenntnisse, Sittlichkeit von Tag zu Tag mehr sich verbreiten, so daß die protest. Beamten selbst eingestehen, die kathol. Missionäre seien die besten Handhaber der Ordnung und der Polizei. Klosterfrauen, die man von Ile de France herüberkommen ließ, besorgen den Unterricht der Jugend und nehmen sich ganz besonders um die schwarzen Kinder an. Arbeitslust und hiemit der Wohlstand

hebt sich zusehends; mit einem Worte: die kath. Mission hat in allen Verhältnissen eine gänzliche Umwandlung bei dem verkommenen Volke hervorgebracht.

Die Bevölkerung der Seschellen beläuft sich gegenwärtig auf 9000 Seelen, wovon 7000 der kath. Kirche angehören; die übrigen sind Protestanten, Heiden und Ungläubige. Am 25. Aug. 1858 schrieb der Vorstand der Mission, P. Jeremias: „In Betreff der Religion stehen die Sachen gut; die Bekehrungen der Irrgläubigen mehren sich. Der protest. Prediger, gegenwärtig ohne allen Einfluß, ist nun auf das Schulwesen beschränkt; er öffnet seinen Tempel kaum einmal Sonntag Morgens.“ Die Zahl der Protestanten, die bis jetzt (1858) in die Kirche aufgenommen wurden, beträgt 400 und noch täglich finden Uebertritte statt. Die noch übrigen Heiden sind fast durchgängig solche, die man theils wegen ihrer Laster, theils wegen ihrer Unwissenheit noch nicht aufnehmen konnte.

So sind die Seschellen-Inseln mit ihrer kath. Bevölkerung nach kurzer Zeit ein wenn auch kleiner, doch kostbarer Edelstein in der Krone der kath. Kirche geworden. Was aber diesem kleinen Missionsfelde eine besondere Wichtigkeit verleiht, ist dieses, daß es bei seinem gesunden Klima, fruchtbaren Boden und seiner nahen Lage an der Ostküste Afrikas ein Vorposten für die wichtige Mission der ausgebreiteten Gallas-Länder wird, in welchen seit einigen Jahren die kath. Missionäre mit unglaublichen Mühen, aber auch mit außerordentlichem Erfolge das Werk der Bekehrung begonnen haben. Von den Seschellen aus können die Glaubens-Boten leicht zu den Gallas hinüber gelangen, wie auch der schon genannte P. Leon von hier aus in die Mission der Gallas wieder zurückkehrte. Und wenn dann diese Arbeiter im Weinberge des Herrn auf den ungesunden Ostküsten Afrikas ihre Gesundheit geopfert, ihre Kräfte erschöpft haben, und nichts mehr brauchen auf dem Kampfplatze dieses Lebens, als ein Plätzchen, um darauf ihre Abberufung in den Himmel zu erwarten; so finden sie ein solches auf den nahen Seschellen bei einem kath. Völkchen, und haben dabei noch den Vortheil, den Schanplatz ihrer Mühen nicht ganz aus dem Gesichte zu verlieren.

Die Pest der schlechten Bücher.

Von P. K. Clemens.

Der als Missionär und Priester der Versammlung des allerheiligsten Erlösers auch in weiteren Kreisen rühmlichst bekannte P. Clemens, gegenwärtig zu Bornhofen, hielt vor einigen Jahren in der Jesuitenkirche zu Coblenz eine Reihe von Vorträgen über die Pest der schlechten Bücher, die gegenwärtig im Drucke erschienen sind*), und denen wir den fünften Vortrag, „die Widerlegung der falschen Entschuldigungen“ entnehmen, während wir das vortreffliche und praktische Büchlein unseren Lesern zugleich auf das Wärmste empfehlen. P. Clemens fertigt die Einwendungen und Entschuldigungen gegen das Lesen schlechter und verdächtiger Bücher in folgender Weise ab:

„Man erzählt von einem asiatischen Fürsten der Vorzeit, er habe eines Tages mit einem ihm benachbarten Fürsten ein Freundschaftsbündniß geschlossen. Lange Zeit hindurch ging Alles gut, man gab sich gegenseitig Geschenke und Niemand wäre es eingefallen, zu glauben, der benachbarte Fürst meine es nicht gut. Bald aber wurde der Fürst über seinen Nachbar völlig enttäuscht, denn er erkannte, daß eben dieser so freundliche Nachbar ihm nach der Krone strebte. Es kam nun zu einem heftigen Kriege, in welchem der Fürst das Hauptheer seines treulosen Nachbarn

*) Der vollständige Titel des Werkes lautet: „Die Pest der schlechten Bücher. Sechs Vorträge von P. K. Clemens, Priester der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Nebst einem Anhange: Die Lehre der katholischen Kirche über das Lesen der heiligen Schrift. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim.“ (Preis 36 Fr.)

völlig schlug. Da aber der Feind auch einige wilde Volksstämme zu Bundesgenossen hatte, welche verwüstend noch durch das Land streiften, so sah sich der Fürst genöthigt, auch gegen diese Bundesgenossen noch einen Feldzug zu eröffnen, um dieselben entweder aufzureiben oder wenigstens für immer aus dem Lande zu jagen.

Etwas Aehnliches läßt sich auch in Bezug auf unsern Gegenstand sagen. Mancher Leser hatte Freundschaft mit glaubens- und sittengefährlichen Büchern geschlossen. Man gab sich gegenseitig Geschenke, d. h. diese Bücher gewährten manches Vergnügen und der Leser brachte wenigstens seine kostbare Zeit, wo nicht noch mehr als Gegengeschenk zum Opfer. Es steht nun aber fest, daß ein schlechtes Buch kein wahrer Freund sein kann, sondern daß es dem Leser vielmehr nach der Krone strebt, und zwar nach der Krone des ewigen Lebens. Ich glaube zwar, daß die gegen das Lesen solcher Schriften angeführten Gründe wichtig genug sind, um eine Neigung für solche Geistesfrüchte zu vertilgen; — allein es bleiben noch die Bundesgenossen zu überwältigen übrig, und so lange diese nicht geschlagen sind, herrscht kein Friede im Gebiete der Seele. Wer sind aber diese Bundesgenossen, diese wilden Völkerstämme, die verwüstend durch das Reich der Seele streifen? Es sind die falschen Entschuldigungen und die Scheingründe, unter deren Schutz und Schatten man gern noch länger bei der gefährlichen Lectüre verweilen möchte.

Ich will bei der Abfertigung dieser Scheingründe wenigstens die Ordnung beobachten, daß ich bei den oberflächlichsten derselben anfangen und nach und nach zu den Entschuldigungen fortschreite, die scheinbar einiges Gewicht haben.

Die erste Entschuldigung lautet in der Regel: „Ich lasse mir keine Vorschriften machen über Das, was ich lesen und nicht lesen soll; denn ich stehe in einem Alter und auf einer Bildungsstufe, wo man selber zu urtheilen versteht. Ich bin mein eigener Herr.“

Das ist wohl die oberflächlichste Entschuldigung, die sich dagegen vorbringen läßt und ich würde derselben gar nicht einmal erwähnen, wenn man nicht wüßte, daß die Falschmünze solcher Scheingründe oft am weitesten durch das Land läuft und oft am leichtesten angenommen wird. Was werde ich nun einem Leser antworten, der so spricht? Ich werde ihm sagen: deine Ausrede hat zwei faule Stellen; denn erstens wehrst du dich gegen eine Gewalt, die dir gar nichts zu Leide thut; und zweitens prahlst du mit einer Freiheit, die im Grunde gar keine Freiheit ist.

Es ist gewiß eine sehr große Thorheit, sich gegen eine Gewalt zu wehren, die Einem nichts zu Leide thut, sondern vielmehr darauf bedacht ist, Einem wahrhaft zu nützen. Wer ist denn die Gewalt, die auf dich eindringt? Es ist die heilige Kirche, welche zu dir redet durch den Mund ihrer Priester, durch den Mund deiner frommen Eltern, Verwandten und Freunde, und durch den Mund deiner hochachtbaren Lehrer. Es sind also zunächst freilich nur Menschen, die dich warnen vor dem Lesen schlechter Bücher; aber bemerke es wohl: diese Menschen verlangen in diesem Falle von dir nichts Anderes, als was ihnen die Erfüllung ihrer heiligsten Standespflichten streng vorschreibt. Sie reden wirklich zu dir im Namen der Kirche Gottes, denn die Kirche verabschent und verdammt die schlechten Bücher. Wenn aber nun so die Kirche zu dir spricht, so hörst du eigentlich nur die Stimme Gottes, der diese Kirche gegründet hat und fortwährend durch seinen heiligen Geist regieret. Siehe also, Gott selbst redet zu dir. Er sieht dich an den Abgrund des Verderbens eilen. Er weiß, daß dein Glaubenslicht sich verdunkelt und daß deine Liebe zur Tugend erkaltet, wenn du fortfährst, solche Bücher zu lesen. Gott weiß es gar wohl, daß du bei den schlechten Büchern und Zeitungen jetzt freilich nur noch in die Lehre gehst; aber er weiß auch sehr gut, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo der Geist dieser Bücher aus deinem Munde und aus deinen Thaten reden wird. Wenn also du sagest: Ich lasse mir keine Vorschriften machen, so schlägst du nur aus wider Gott und triffst deine eigene Seele.

Und worin besteht denn diese Gewalt der Kirche, daß du dich dagegen so wehrest? Kommen etwa die Priester auf dein Zimmer, um dich vor ein Gericht zu schleppen? Wirft man dich etwa ins Gefängniß, oder legt man dir Geldstrafen auf? Nichts von dem. Du stehst nicht vor einer rohen Gewalt, sondern vor einer geistigen Macht. Alles, was die Kirche thuet, ist dies: sie eifert durch Belehrungen, sie bestürmt dich durch Bitten, sie bittet durch Thränen und Gebetsfenzler, und wenn Alles nicht hilft, so droht sie dir mit den Strafgerichten Gottes, wofern du deinen bösen Weg nicht verlässest. Dann aber nimmt sie wehmüthig Abschied von dir, um dich nie mehr zu belästigen. Mehr können auch deine Eltern, Lehrer und Freunde nicht thun. Sie können zwar ihre Wachsamkeit verdoppeln, ja verzehnfachen, — aber was wird das helfen? Die Erde hat zahllose Schlupfwinkel, wo du heimlich das Gift der schlechten Bücher einsaugen kannst. Und selbst das hebst du nicht nöthig; du kannst es machen, wie es schon so viele elende Christen gemacht haben: du kannst sogar in die sonntägliche heilige Messe solche schändliche Bücher mitnehmen, damit dir der kurze Aufenthalt vor deinem Erlöser nicht gar zu langweilig werde. Niemand wird es so leicht merken.

Siehe da, welche Thorheit dich beseelt! du kämpfdest gegen eine väterliche Gewalt, du entziehst dich einer wahrhaft mütterlichen Sorgfalt; du gleichst einem in's Wasser Gefallenen, der das rettende Seil mit der Hand zurückstößt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben zu Norcia.

(Das alte Nursia, Geburtsstätte des heil. Benedict.)

Die alte Stadt Norcia, unter dem $42^{\circ} 47' 28''$ Breiten- und dem $30^{\circ} 45' 25''$ Längengrade gelegen (Meridian der Insel Ferro), und 625 Metres über die Meeresfläche erhebt sich in Mitte eines weiten Thales, welches von allen Seiten von hohen Bergen der Apenninenseite eingeschlossen ist. Sie wurde schon öfters durch Erdbeben zerstört, und erfuhr überhaupt so häufige Erschütterungen, daß solche, als gewöhnliche Vorkommnisse, nicht einmal aufgezeichnet wurden. Doch haben geschichtliche und andere Urkunden einige der verderblichsten angemerkt, wodurch die Stadt entweder ganz oder zum großen Theil niedergeworfen wurde. Solches geschah am 14. December 1321, wie Gucci in seiner noch handschriftlichen Geschichte erzählt; vom Erdbeben des Jahres 1328 macht Villani Erwähnung. In der Folge waren jene von 1703 und vom 3. September 1815 die schrecklichsten. Dadurch geschah, daß die Bevölkerung dieser Stadt, welche in früheren Zeiten gegen 12,000 Seelen betrug, nach und nach sich bis auf 4500 verminderte. — Gegen Mitte August d. J. begannen daselbst in großen Zwischenräumen leichte Erschütterungen des Bodens, welche als etwas gar nicht Seltenes auch keine Furcht erregten; als auf einmal am 22. August zwischen 1 Uhr 15 Minuten und 1 Uhr 30 Minuten Nachmittags, ohne daß irgend eine bemerkbare Veränderung in der Luft eingetreten wäre, ein starker Knall ertönte, ähnlich dem eines sehr groben Geschüzes, und in dem Momente begann die Erde heftig zu wanken, zuerst emporhebend, dann horizontal, und zwar dreimal nach einander, mit immer größerer Stärke, in der Dauer von 6—7 Secunden. Von den 676 Häusern, aus denen die Stadt bestand, waren nicht weniger als 195 in einem Nu dem Boden gleichgemacht; 405 andere stürzten entweder durch die in den nächsten Tagen nachfolgenden, wenn auch schwächeren Erschütterungen zusammen, oder waren so zerklüftet, daß die meisten derselben wegen der augenscheinlich nächstdrohenden Gefahr des Einsturzes ganz abgetragen werden mußten. Nicht mehr als 76 stehen noch, die für den Augenblick zwar keine Besorgniß einflößen, obwohl sie auch größtentheils voller Risse und Spalten sind. Nur

äußerst wenige blieben ganz fest, wenn auch nicht unbeschädigt. So sind also zwei Drittheile der Stadt, und namentlich jene Stadttheile, die sich den Abhang des Hügels terrassenförmig hinaufziehen, größtentheils die Wohnungen der Armen, von Grund aus zerstört, und jetzt, nach Hinwegräumung so vieler Trümmer, und nach den gemachten Anstrengungen, die erschlagenen Bewohner auszugraben, und das wenige Hausgeräthe, was noch anzufinden war, herauszuziehen, sieht man nur mehr einen unförmlichen Haufen von Mauerwerk, Trümmern und Balken untereinander geworfen. Die Stadtmauern stürzten an drei Stellen ganz zusammen, an vielen anderen wurden sie sehr beschädigt.

Gottes Barmherzigkeit ließ es zu, daß dieß schreckliche Ereigniß zu einer Stunde geschah, in welcher der größte Theil der Bewohner entweder sich bei der Feldarbeit befand, oder in einer benachbarten Ortschaft, wo Jahrmarkt abgehalten wurde, oder auch im Freien auf den Plätzen, von wo sie alsogleich ihr Heil in der Flucht suchen konnten. Demungeachtet zählte man nicht weniger denn 101 Erschlagene, mehr oder minder stark Verwundete aber eine überaus große Zahl. Der Schrecken und das Entsetzen jedoch mit allen Folgen in physischer und moralischer Beziehung, die grausame Beklemmung wegen Verlust der Eltern, der Heimath, der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, erzeugte in jener Schaar trostloser Flüchtlinge eine solche Niedergeschlagenheit, daß sie Anfangs wie sinnlos schienen. — Es ist hier weder der Ort noch der Raum, das bei diesem traurigen Anlaß verdiente Lob dem Delegaten der Provinz, Msgr. Pericoli, so wie den braven Beamten und Bürgern zu spenden, welche wetteifernd sich aufopfert, um auf alle Weise das Unglück zu lindern. Vor Allem setzte man Mühlen und Backöfen in brauchbaren Stand, um der hungrigen Menge Brod zu verschaffen, hernach wurden von allen Seiten Aerzte und Chirurgen herbeigeholt, den Verwundeten beizustehen; es wurden Arzneien bereitet, die Hinwegräumung des Schuttes eingeleitet, Mundvorräthe herbeigeschafft, Gezelte und hölzerne Baracken zum Schutze gegen die ranhe Witterung aufgerichtet, und Vorforge getroffen, jede Unordnung zu verhüten, welche bei solcher Verwirrung nur allzuleicht entstehen konnte. Dieß waren die ersten Maßregeln der weltlichen und geistlichen Behörden, wodurch dem Drange des augenblicklichen Bedürfnisses auch entsprochen wurde.

Der heil. Vater beeilte sich, nicht bloß reichliche Geldunterstützungen zur Hebung der dringendsten Noth zu übersenden, es war auch sein Wille, daß man vor dem Wiederaufbau der Stadt die Beschaffenheit des Bodens, auf welchem sie stand, und die Bauart der Häuser untersuche. Es ließ sich nämlich befürchten, daß irgend eine locale vulkanische Wirkksamkeit, oder natürliche Aushöhlungen und Risse das Dasein der neuen Stadt wieder in Gefahr setzten; auch mußte geprüft werden, ob in der Art, das Gemäuer anzuführen, nicht vielleicht fehlerhaft vorgegangen worden, so daß diesem wenigstens zum Theil der große Schaden zugeschrieben werden könne. Hierzu wurden der Hochw. P. Secchi a. d. S. J., Director der Sternwarte des römischen Collegiums und der Professor Poletti abgeordnet, und nach genauer Untersuchung erklärten Beide ihre Ansichten über die Ursachen der so häufigen und verderblichen Erdstöße in jener Gegend und die möglichen Schutzmittel gegen künftige Gefahren der Verwüstung, als welche sie insbesondere eine verbesserte Bauweise der Häuser und besseres Material zu den Mauern empfahlen.

Wunderbarer Schutz durch das hl. Sacrament.

Die ehrwürdige Schwester Maria Gonzaga aus der Genossenschaft von Jesus Maria schreibt in einem Berichte über die Gefahren und Verfolgungen, denen sie bei dem Kriege in Ostindien im Jahre 1857 ausgesetzt waren, aus der Festung Seal-cote also:

„Jedesmal, wenn ich an die Gefahren denke, die wir bestanden haben und denen wir durch die Barmherzigkeit Gottes entgangen sind, so faßt mich Entsetzen. Damals war ich voll Muth, und jetzt darf ich kaum daran denken. Die größte Gefahr jedoch drohte unserem Vater Paul. Immer wollte man ihm aus Leben. Ich zweifle gar nicht daran, daß der allmächtige Schutz des heiligen Sacramentes, das er in seinen Händen trug, ihn erhalten habe. Bei einem der Besuche, den uns die Sipahis abstatteten, als wir noch im Kloster waren, fragte ihn einer der Wüthenden, was er denn in den Händen habe. — „Es ist mein Gott,“ antwortete der Vater. „Laß mich ihn sehen, deinen Gott.“ — Der Vater zeigte ihm den hl. Speisefelsch, der Soldat sah ihn und ergriff die Flucht. Auch muß ich zur Ehre unseres lieben Herrn noch sagen, daß jedesmal, wann der Vater sich Soldaten näherte, die bereit waren, auf ihn zu schießen, dieselben, wie vom Schrecken ergriffen, zurückwichen, als ob ihre Wuth durch eine höhere Macht gefesselt schiene. Und doch hatten wir keine andere Wehr, als den Schutz des heiligsten Altarsacramentes. Uebrigens danke ich dem lieben Gott, daß gar keine Waffe zu unserer Beschützung verwandt worden ist; indeß wäre jeder Widerstand unmöglich und wir wären unfehlbar verloren gewesen.

Wie eine Mutter liebt.

(Eine wahre Begebenheit.)

Kein Menschenherz auf Erden liebt inniger als das Mutterherz. Wie oft wird das von Kindern vergessen! Hier ein Beispiel solcher Mutterliebe.

Im Jahre 1858 mußte der Sohn des M. L. zu S. Soldat werden. Er kommt in die 4 Stunden entfernte Stadt L. in Garnison. Da sieht man nun jeden Samstag Nachmittag sein Mütterchen zum Bäcker eilen, um einen Kuchen zu bestellen für den lieben Fr. Welche Freude leuchtet aus ihren Augen, daß sie das kann. Am Sonntag Morgen noch ehe die Sonne aufgeht, wandert das Mütterchen mit einem Stück trockenen Brodes im Sack und dem Kuchen im Tuche zur Stadt. Sie ist früh aufgestanden; doppelte Liebe ruft sie; sie will den lieben Heiland in der heil. Messe und ihr Kind besuchen. Nachdem sie ihre katholische Christenpflicht in der Kirche zu L. mit inbrünstiger Andacht erfüllt, eilt sie an den Platz in der Nähe der Kaserne, wo sie ihren Fr. treffen soll. Bescheiden und schüchtern steht sie da und harret seiner Ankunft. Endlich nahet er. O welche Liebe, welche Sehnsucht spricht aus dem Mutterauge! Sie ergreift ihres lieben Kindes Hand, und kann sich erst gar nicht satt sehen. Sie hat ihn ja acht Tage lang nicht gesehen. Dann folgt Frage auf Frage. Obgleich sie schwerhörig, versteht sie doch jedes Wort: das Mutterauge hilft dem Ohr. Wie schnell fliehet die Zeit! Der Sohn muß fort, die Mutter auch! Doch ehe die Mutter sich losreißt, greift sie noch in ihren Sack: Geld hat sie keins; nur noch ein Stück Brod: das soll sie stärken auf dem Heimwege. Schnell drückt sie es ihm in die Hand: „Da F. nimm das Brod, schneid's Dir in die Suppe, ich werde ja wohl ohne Brod heim kommen.“ Der Sohn weigert sich, es zu nehmen, da reißt sie sich los mit den Worten: Franz, sei brav und folge schön! und eilt fort. Mehrmals schauet das treue Mutterauge noch um, ob sie ihren Liebling noch einmal sehen könne; dann trocknet sie ihre Freudenthränen, und mit einem „Gott sei Dank!“ wandert sie, fast ohne etwas genossen zu haben, 4 Stunden lang heim, und erzählt dem Vater und den Kindern daheim, was sie gesehen und gethan.

Jetzt ist der Sohn weiter gekommen, nach Würzburg. Ach nun kann sie ihn nicht mehr besuchen, und auch zum Kochenschilden ist die Baarschaft zu klein. Wie oft denkt und schaut sie gegen W.: „Wird er wohl bald kommen? Wir bräuchten ihn doch so nöthig.“ So seufzt sie überlaut: „Herr, dein Wille geschehe!“

So liebt ein Mutterherz! Wird diese Liebe stets gewürdigt?